

Max Fuchs

Da ich weder Sozial- noch Kulturwissenschaftler bin, will ich die Fragen ohne wissenschaftlichen Anspruch und aus meiner rein persönlichen Sicht beantworten, die sich zudem nur auf einen gesellschaftlichen Teilbereich, die Kinder- und Jugendarbeit beschränkt.

Zur ersten Frage: Bei Besuchen in Ostdeutschland seit der Wende werde ich immer mit der Erwartung konfrontiert, daß es bei der Kulturarbeit im wesentlichen mindestens bei der bisherigen materiellen, finanziellen und personellen Ausstattung bleiben wird. Beschreibungen der westdeutschen Realität, daß Kulturarbeit mit Kindern und Jugendlichen nicht zu den Schokoladenseiten in der westdeutschen Gesellschaft zählt, daß Finanzprobleme, zeitliche Befristung (oft beschönigend »Projekt« genannt), prekäre Arbeitsverhältnisse zu den Charakteristika westdeutscher Kinder und Jugendkulturarbeit gehören, werden vielleicht nicht verstanden, wollen auf alle Fälle nicht gerne gehört werden. Die gelegentlich von mir geäußerte Vermutung, daß der »kulturelle Wandel« in Ostdeutschland eine Angleichung der Lebensverhältnisse auf das weitaus niedrigere West-Niveau mit sich bringen wird, wurde fast nie geteilt. Man klammerte sich dagegen – sicherlich menschlich verständlich – an Botschaften, die bessere Lebensbedingungen, »blühende Landschaften« bei Erhaltung der kulturellen Infrastruktur versprachen. »Soziokultur« war eine solche Botschaft. Und es dauerte einige Zeit, bis man begriff, daß auch dieses Etikett – denn als solches wurde es entgegen der historischen Entwicklung im Westen oft gebraucht – auch nicht zur Erhaltung der Infrastruktur dienen konnte. Es scheint, daß man dies heute diesem Konzept übelnimmt, denn wie sonst wäre das Herauskippen der Soziokultur aus verschiedenen Fördermöglichkeiten zugunsten einer Hochkultur, die eher »das Wahre, das Gute und Schöne« verspricht, zu verstehen. Trotz dieser ernüchternden Entwicklung gibt es weiterhin Vorstellungen aus früheren Zeiten, die konzeptionell sinnvoll waren, die es vielleicht auch heute noch sind, von denen ich jedoch ebenfalls behaupte, daß sie nicht bleiben werden. In meinem Arbeitsfeld ist es die im Osten nicht so praktizierte, im Westen jedoch recht stark ausgeprägte Ausdifferenzierung und zum Teil Entgegensetzung von Kultur- und Sozialarbeit. Warum soll man im Osten diesen Weg des Trennens gehen,

wenn sich doch »das Soziale« und »das Kulturelle« höchstens analytisch trennen lassen? Zumal sich konzeptionell diese Trennung von Kulturpädagogik, sozialer Kulturarbeit und kultureller Sozialarbeit auch nur mit Diskussionen und Argumenten begründen läßt, die sehr an die scholastische Streitfrage erinnern, wie viele Engel auf der Nadelspitze Platz haben. Erklärbar wird diese westdeutsche Auseinandersetzung nur dann, wenn man neben inhaltlich-konzeptionellen Aspekten berufspolitische Aspekte mit einbezieht. Denn es geht nicht nur darum, wie Kinder- und Jugendkulturarbeit am besten gemacht wird, sondern es geht darum – eben aufgrund der eingangs erwähnten Armut dieses Arbeitsfeldes und der entsprechenden Begrenztheit des Arbeitsmarktes – wer diese Arbeit verrichten darf

Und dann stellt sich etwas ein, das es in früheren Zeiten meines Erachtens in dieser Form in Ostdeutschland nicht gegeben hat: ein Verdrängungswettbewerb zwischen Sozial- und Kulturarbeitern, zwischen Pädagogen und Künstlern – von den Menschen ganz zu schweigen, die keine – zumindest keine nach dem heute gültigen Tarifrecht des BAT anerkannte – Ausbildung haben. In welche Richtung verläuft also der Wandel in diesem gesellschaftlichen Segment? Meine These ist: Die Professionalisierung – und das heißt nicht nur: erhöhte Fachlichkeit, sondern heißt auch: Abgrenzung von Berufsbildern; Verschärfung von Zugangsberechtigungen etc. – wird zunehmen.

Und dieses neue Problem einer beruflichen Identität wird noch dadurch vergrößert, daß sich die pädagogische Arbeitsweise aufgrund des sozialen Wandels ändern muß. Ein Beispiel: in der vertikal nicht sonderlich gegliederten DDR-Gesellschaft – alle waren im wesentlichen gleich arm beziehungsweise reich – war »Zielgruppenorientierung«, also etwa die besondere Ansprache sozial benachteiligter Gruppen meines Erachtens kaum nötig. Erfahrungen mit ostdeutschen Kulturarbeitern/innen in vielen Tagungen und Fortbildungen zeigen, daß es ihnen schwerfällt, auf die nun veränderte soziale Lage mit ihrer deutlichen sozial-ökonomischen Ausdifferenzierung (altmodisch mag man von Klassen sprechen) zu reagieren – mit der Folge, daß ihre Tätigkeit ungewollt kulturelle Ungleichheit vergrößert, weil eben nur diejenigen sich von Kulturarbeit angesprochen fühlen, bei denen die Ausgangslage günstig ist.

Damit komme ich sofort zur Frage 2. Im Begleittext ist sehr viel von »Modernisierung« die Rede und explizit im vorletzten Abschnitt davon, daß kultureller Wandel nicht alleine aus Umbrüchen der Wirtschafts- und Sozialstruktur folgt. Das ist sicherlich insbesondere dann wichtig, wenn es darum geht, eine allzu mechanistische Ableitung des Überbaus

aus der Basis zu vermeiden. Es wird dann falsch – und damit Produktion von Ideologie – wenn von der materiellen Basis gar nicht mehr die Rede ist. Und in vielen westdeutschen sozialwissenschaftlichen Konzeptionen, die fast nur noch von »Lebensstilen« und »Modernisierung« reden, besteht diese Gefahr. Ganz deutlich wird dies bei der Rezeption sozialwissenschaftlicher Befunde in kulturpolitischen Texten, die besonders liebevoll in den letzten Jahren diese soziologischen Versatzstücke gepflegt hatten. Im besten Fall wurde Kulturpolitik auf diese Weise auf einem Auge blind. Im schlimmsten Fall führte eine derartige sozialwissenschaftliche »Fundierung« des kulturpolitischen Diskurses zur Desorientierung. Ich stelle mir die Diskussion der Frage sehr interessant vor, ob nicht gerade diese – meines Erachtens verfehlt – gesellschaftstheoretische Orientierung die heute wieder virulent werdende neokonservative Kulturpolitik, die mit der Soziokultur zugleich die Kinder- und Jugendkulturarbeit zugunsten elitärer Vorstellungen von Kunst und Kontemplation beenden will, ermöglicht hat. Welches Instrumentarium kann also kulturellen Wandel erfassen? Zumindest keines, das ökonomische Fragen als überwunden abtut.

Sehr sensibel müßten zudem einzelne Biographien – gemeinsam mit den Betroffenen – im Hinblick auf die Veränderung der beruflichen Identitäten beobachtet werden. Möglicherweise gelingt es dann ja auch, das inzwischen kanonisierte Individualisierungstheorem empirisch zu unterfüttern – oder vielleicht auch zu relativieren. Denn viele Aussagen dieser Allerneuesten Soziologien scheinen mir (im besten Fall) plausibel als belegt zu sein.